

Missverständnisproduzenten im Gespräch

Wahrheiten und ihre Gegenteile standen im Mittelpunkt der 32. Innsbrucker Wochenendgespräche.

(Elisabeth Kapferer)

Literatur, das ist Arbeit an der Wirklichkeit mit sprachlichen Mitteln. Die Wirklichkeit ist vielschichtig und selten eindeutig, und es gibt von ihr mindestens so viele Deutungen wie es Menschen gibt, die sie zu deuten versuchen. Auch die Sprache selbst „ist vieldeutig und führt zu Missverständnissen“ (Christian Haller). Eindeutigkeit ist nicht zu haben, restloses Verstehen bleibt Sehnsucht und unerreichbar – und nach den 32. Innsbrucker Wochenendgesprächen 2009 ist man gewillt zu meinen, dass das auch gut so ist. „Lüge und Missverständnis“ lautete das Thema, zu dem heuer vorgetragen und debattiert wurde. Ein brisantes Thema: immerhin heißt es bereits bei Platon, dass alle Dichter Lügner seien. Schenkt man Platons Urteil Glauben, waren es Expertinnen und Experten, die sich hier auf Gisela Holzners Einladung hin zusammenfanden. Im Tiroler Landestheater versuchten sie, miteinander so wahrhaftig wie möglich über Lüge und Missverständnis zu sprechen, auf der Bühne des ORF Tirol kulturhauses gaben sie Hörproben aus ihren Werken, denen nicht selten Missverständnis und Lüge dramaturgisch zu Grunde lagen. Die pointierten Ein- und Überleitungen an den Leseabenden kamen von Barbara Aschenwald und von Markus Bundi. Markus Bundi moderierte auch die Gesprächsrunden und trug mit seinen Anstößen, Fragen und seinem wiederholten Nachhaken bei, dass Orientierung in einem schier uferlos scheinenden Thema möglich wurde.

Aus unserer Wirklichkeit, das heißt: aus unseren Wahrheiten, sind Lüge und Missverständnis nicht wegzudenken. Das beginnt bei alltäglichen Floskeln und Formeln der Höflichkeit und Konvention, ohne die ein Zusammenleben kaum gelingen könnte, weil sie „notwendig sind zur Orientierung in der Welt“ (Nora Bossong). Das umfasst die vielen Varianten von Missverständnissen: es gibt die unabsichtlichen Schwierigkeiten in der Verständigung, weil jemandem die Wörter fehlen; oder, weil der Sprache die Wörter fehlen, oder dem Gegenüber, das dann im wahrsten Wortsinn „nicht mit kommt“ (Zsuzsanna Gahse). Es gibt bewusste und in Kauf genommene diplomatische „Umdeutungen“ (Christian Haller) des Gesagten, es gibt absichtlich herbeigeführte Missverständnisse, nach denen der Satz „es war nur ein Missverständnis“ wie eine Lüge wirkt, mit dessen Hilfe eine „Schuld“ als nichtig weggewischt werden soll (Christian Zehnder). Und es gibt das ständige – teils charmante, teils existenzielle – Missverstehen und Verstehenlernen als Erfahrung auf Reisen, bei Orts- und insbesondere bei Länderwechseln, aber auch vor Ort in der eigenen, vertrauten Umgebung. „Das Missverständnis hat hunderte Gesichter“ (Zsuzsanna Gahse). Der Literatur kommt dieser Umstand durchaus entgegen, das Missverständnis ist idealer Nährboden für Komödien wie Tragödien; Schriftsteller sind „Missverständnisproduzenten im besten Sinn“ (Matthias Politycki).

Eine große Bandbreite haben auch die Lügen – von der schönsten Lüge der Welt: dem Kompliment, über die Notlüge, über die so verständliche, fast „achtbar“ scheinende „Lüge auf einer ethischen Basis“ (Klaus Merz), die von Rücksichtnahme und Umsicht geprägt ist und nicht selten katastrophal endet, bis hin zur Lüge im Dienste der Macht. Eines haben alle diese Lügen eindeutig und unmissverständlich gemeinsam: die bewusste Entstellung von Wirklichkeit. Die versehentliche Lüge gibt es nicht, sie heißt Irrtum oder Missverständnis. Während aber dem Missverständnis ein Mangel, ein „Defizit im Dechiffrieren“ (Matthias Politycki) zugrunde liegt, ist die Lüge eine aktive Angelegenheit, um nicht zu sagen eine Kunst, und steckt voller Kreativität. Beide, die Lüge und das Missverständnis, sind schillernde Angelegenheiten: immer wieder unabdingbar, um „das Glück da zu lassen, wo es ist“ (Jan Peter Bremer), Überlebensprinzip, auch wenn es sehr oft schmerzlich ist (Matthias Politycki).

Unsere Wirklichkeit ist den Zeichen, der Sprache verpflichtet, und „das Wort gebiert die Lüge mit“ (Lydia Mischkulnig). Das Gegenteil der Sprache ist das Schweigen, aber das heißt nicht, dass sich deshalb im Schweigen ein lügen- und missverständnisfreier Raum auftäte. Wenigstens am Rand der Lüge bewegt sich das Kind, das auf eine mit gutem Grund als unangenehm empfundene Frage schlicht gar nichts antwortet; hier zeigt sich die Kluft zwischen Wort und Geschehen auf vergleichsweise harmlose Weise. Brisant wird es dort, wo es um das Schweigen gegen die Vertriebenen, Vergessenen, Ausgegrenzten geht, die Exil-Existenzen, die Randfiguren, denen niemand zur Sprache verhilft, und denen die Sprache selbst angesichts ihrer Erfahrungen den Dienst versagt. Lydia Mischkulnig verwies mehrfach auf diese Art Sprachlosigkeit und hielt dagegen ein lautes „Ich bin“, ein insistierendes „Ich bin, auch wenn ich nicht da bin.“ Anna Ruchat näherte sich von der anderen Seite und sprach „das Missverständnis unserer reichen Städte“ an. Sie beschrieb, wie man in einer Stadt ein gutes Leben führen kann, die Stadt immer besser zu kennen glaubt, und wie man erst viel später bemerkt, was man nicht kennt: dass es zum Beispiel hinter den toten Mauern einer stillgelegten Fabrik eine Stadt in der Stadt gibt, in der das Leben ein völlig anderes ist, schockierend einfach und brutal – und seinerseits nicht frei von Lüge und Missverständnis; eine parallele Wirklichkeit, bewohnt von Menschen, welche die anderen nicht sehen, vor allem nicht sehen wollen. Anna Ruchat lieh den Menschen an diesem Nicht-Ort, in dieser Utopie unter umgekehrten Vorzeichen, ihre Sprache und macht die Parallelwelt inmitten der reichen Stadt sichtbar.

Hinter Texten wie jenem von Anna Ruchat steht das Hinsehen, das Nachforschen und das Wissenwollen, das Hinterfragen und das Entautomatisieren von Sprache. Die Wörter sind aufgeladen mit Aussagen, sie müssen überprüft und abgeklopft werden (Zsuzsanna Gahse). All das ist ein Ankämpfen und Arbeiten gegen Lüge und Missverständnis. Die Wirklichkeit ist geprägt von Zeichen, aber diese Zeichen können auch aufgegriffen und neu befüllt werden. Die Literatur bietet die Möglichkeit, „das Bekannte wieder ins Unbekannte zurück zu führen“, es „vor vorschnellem Verstehen zu bewahren“ (Ulla Lenze). Die Schriftsteller wissen um den „Spalt zwischen den Dingen und den Zeichen“ (Christian Haller), und dieses Wissen lässt

sich nutzen, um sich einer Wahrheit anzunähern. Die Literatur muss nicht pausenlos philosophische Ansprüche einlösen, die rational verhandelbar sind. Wenn etwas zum Leser überspringt, handelt es sich viel mehr um ein Gefühl, das Rolf-Bernhard Essig in der Atmosphäre, im Bauchgefühl auf einer außersprachlichen Ebene verortete und als „Evidenz“ bezeichnete: man spürt, dass es stimmt. Jenseits der Worte, zwischen den Zeilen kann im geglückten Fall des Schreibens etwas überspringen, das einer Wahrheit zumindest nahe kommt. So kann auch „die größte Lügengeschichte“ in einem solchen Moment wahr sein, eine Möglichkeit, die für Matthias Politycki in dieser Form nur in der Literatur gegeben ist. „Wahrheit“ in der Literatur ist also eine „Empfindung beim Lesen“ (Jan Peter Bremer), die ein Glücksfall ist. Wahrheit in der Wirklichkeit hingegen ist nicht unbedingt immer etwas Gutes, meinte Bettina Balàka, und Matthias Politycki ging noch weiter: „Wahrheit empört fast immer.“ Die nackte Wahrheit erfreut selten, Kleidung hilft – auch in der Sprache. Ob es sich um eine Einkleidung oder Verkleidung handelt, um gute oder schlechte Kleidung, das ist die Frage. Diese Frage stellt sich gerade auch im Schreiben, wo es immer darum geht, zumindest „Wahrhaftigkeit“ zu erreichen, in jedem Text wieder aufs Neue. Diese Wahrhaftigkeit betrifft auch die literarischen Figuren, die dann in den Texten der Wahrheit, der Lüge und dem Missverständnis ausgesetzt werden. Es ist eine Voraussetzung glückenden Schreibens, dass die Schriftsteller ihre Figuren lieben müssen, sonst beseelen sich die Sätze nicht, und Wahrhaftigkeit wäre unmöglich, die Texte wären von den Lesern „abgewandt“. Doch nicht nur die Figuren wollen geliebt sein, so Klaus Merz, auch ohne eine grundsätzliche Liebe zu den Menschen geht es nicht, obwohl diese Liebe wider besseres Wissen aufrecht erhalten werden muss. So behält Platon am Ende recht: die Dichter sind doch „notorische Lügner“.